

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 201.

Mittwoch, 26. Juli

1933.

## Als Ines aus Leningrad kam

Roman von Maria Renée Daumas

6. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Marianne ließ das Binglein zwischen den rosigen Lippen hin- und hergleiten.

Siehe da! Da hatte ihr kurzes Brieflein ja eine kaum zu erwartende Wirkung gehabt; der Fisch hatte abgebissen . . . na, sie wollte mal abwarten, wie die Sache mit Heinz Berkow, mit dem sie ein paarmal in jeder Woche ausging, werden würde; aber sie freute sich doch und fühlte sich angenehm berührt von der großen Liebe, die ihr da entgegengebracht wurde.

Sie lachte in sich hinein, wenn sie sich Webners ernste, ein wenig schwere Art vorstellte, in der er ihr immer begegnete.

Aber dann seufzte sie. Würde er nicht als Ehemann manchmal ein bißchen unbequem werden?

Die Tür öffnete sich, und Marianne beugte sich rasch über ihr Stenogrammbuch und schob Webners Brief zwischen die ersten Seiten; es brauchte niemand zu sehen, daß sie sich mit anderen Dingen als mit der Arbeit beschäftigt hatte.

„Fräulein Reichardt möchte sofort zum Chef kommen“, bestellte der jüngste Lehrling und grinste sie an.

Er wurde zuweilen als Postillon d'amour von Heinz Berkow verwendet und gestattete sich daher Marianne gegenüber Vertraulichkeiten, die ihm sonst nicht zugekommen wären.

„Der Alte ist höllisch fuchtig“, raunte er ihr zu, als sie sich anschickte, das Kontor zu verlassen und in das Privatzimmer des Chefs hinüberzugehen.

Sie zuckte die Achseln. „Was kann ich dafür, Müller. Ist Herr Berkow schon da?“

„Ja, er war eben beim Ollen; ich glaube, er hat ooch schon sein Fett abgetriezt.“

Nun doch ein wenig Geunruhigt, trat Marianne bei dem Gestrengen ein, und sie sah sofort, daß sich da ein Gewitter entladen würde.

Als sie Buch und Blei auf den Tisch legte, an dem sie sonst zuweilen ein Stenogramm aufzunehmen pflegte, winkte er ab.

„Nein, ich will nicht diktieren, Fräulein Reichardt“, sagte er unfreundlich, „ich wollte Sie privatim sprechen.“

„Sie haben ein Liebesverhältnis mit meinem Neffen begonnen . . .“ Sie wollte sich empört gegen diese Unterstellung wehren, aber er schnitt ihr jede Erwiderung kurz ab.

„Bitte, reden Sie nichts dagegen; mein Neffe hat soeben alles zugegeben.“

„Ich wüßte nicht, was er hätte zugeben müssen“, stammelte sie tonlos.

„Na, jedenfalls ist ein Brief, der an Sie gerichtet war, in meine Hände gefallen, und ich habe daraus ersehen, daß Sie in Beziehungen zueinander stehen; Heinz hat das zumindest nicht geleugnet. Sie werden begreifen, daß das hier im Geschäft nicht geht. Ich habe große Pläne mit meinem Neffen, — er darf sich unter keinen

Umständen verzetteln; er hat mir zwar gesagt, daß er Ihnen nie irgendwelche Versprechungen gemacht habe, aber ich weiß sehr genau, daß junge Mädchen, wenn sie in einen hübschen Jungen verliebt sind, sich gern allerlei Sachen in den Kopf setzen. Deshalb muß ich Sie bitten, Ihre Stellung hier bei mir aufzugeben. Ich lasse Ihnen das restliche Gehalt voll auszahlen, bitte Sie aber, von morgen ab nicht mehr herzukommen. Einen plausiblen Grund vor Ihren Kolleginnen werden Sie ja finden . . .

„Im übrigen bleibt die Sache unter uns“, fügte er, weniger unfreundlich, hinzu.

Jeder hat einmal im Leben einen großen Moment, wo intuitiv die Erleuchtung über ihn kommt und er das Richtige zu treffen weiß.

Trotz ihrem Schrecken und ihrem Zorn ob der erlittenen Demütigungen richtete sich die kleine Marianne ein wenig auf.

„Ihre Annahme beruht auf einem Irrtum, und wenn Herr Berkow in dem gelegentlichen Zusammensein mit mir etwas anderes als harmlose Freundschaft gesehen hat, wie sie unter jungen Leuten in jeglicher Zeit üblich ist, so ist das ebenfalls ein bedauernswerter Irrtum seinerseits. Er ist im übrigen nicht mein Typ; ich bevorzuge ernster gesinnte Männer.“

Der Chef lachte.

„Ich brauche auch keine Ausrede vor meinen Kolleginnen zu erfinden“, fuhr sie glühend vor Erregung fort, „sondern ich werde einfach die Wahrheit sagen. Mein Verlobter, der augenblicklich noch in Rußland weilt, wünscht sowieso nicht, daß ich weiter bei Ihnen in Stellung bleibe.“

Sprachs, stand auf, machte eine kleine kurze Verbeugung und verließ das Zimmer des Chefs, diesen ein wenig verblüfft zurücklassend.

Sieh an, die Krabbe hat sich ganz gut aus der Affäre gezogen, dachte er kopfschüttelnd. Beinahe hätte ich sie noch um Entschuldigung bitten mögen, — na, jedenfalls ist es gut, daß die Sache so rasch aus der Welt geschafft wurde.

Marianne ging scheinbar ruhig in ihr Zimmer zurück. Tapfer verbiß sie Zorn und Tränen, um nicht den anderen zu zeigen, was sie soeben erlebt hatte, und daß ihr Abgang kein freiwilliger war.

Gar zu sehr hätte man sich darüber gefreut; denn man beneidete sie natürlich seit langem um die Auszeichnungen, die ihr von seiten des jungen Berkow, des Erben und künftigen Herrn des Geschäfts, zuteil wurden.

Nachlässig packte sie ihre Sachen zusammen.

„Was ist denn los?“ fragte zischelnd ihre Nachbarin zur Linken, ein großes, dunkles, nicht mehr ganz junges Mädchen. „Warum hören Sie denn auf? Hats Krach mit dem Alten gegeben?“

Marianne schüttelte den Kopf:

„Nein, aber ich habe es endlich durchgefetzt, daß ich heute schon gehen darf.“

„Ach nee“, mischte sich die Stenotypistin von der anderen Seite, die aufmerksam zugehört hatte, ein und legte die Hände in den Schoß. „Sie wollen gehen, Fräulein Marianne? Davon haben Sie ja noch nie etwas gesagt. Was wird denn da der Berkow sagen?“

Sie lachte anzüglich.  
Marianne zuckte die Achseln.

Herr Berkow wußte natürlich davon, und hat beim Chef für mich gebeten, daß ich vor der Zeit gehen darf. Und das ist mir sehr lieb, denn mein Verlobter gestattet es nun nicht mehr, daß ich ins Geschäft gehe.“ Sie sagte es mit etwas erhobener Stimme und sah sich verstoßen um, ob auch alle Anwesenden ihre Worte gehört hatten.

Und sie durfte beruhigt sein; an allen Maschinen hatte man zu tippen aufgehört und neugierig zugehört. „Seit wann sind Sie denn verlobt?“ tat das große, dunkle Mädchen ihr den Gefallen, zu fragen.

„Offiziell wird es erst bekanntgegeben, wenn mein Verlobter aus Rußland zurückgekehrt ist; versprochen sind wir schon lange“, sagte Marianne mit ruhiger Würde.

„Na, und der schöne Berkow?“ fragte jemand.

„Ich weiß gar nicht, was ihr alle mit Herrn Berkow habt? Er ist ein Freund meines Verlobten, das ist alles“, Marianne schwindelte in ihrer Not tapfer drauf los. „Und er hat ihm versprochen, sich meiner ein wenig anzunehmen, solange er fort ist.“

„Oha, der Berkow als Witwentröster!“ prustete die jüngste und frechste der anwesenden Mädchen los, „das ist ja geradezu rührend!“

Marianne warf ihr einen bitterbösen Blick zu. Sie hatte geglaubt, die Situation gerettet zu haben, und nun stellte die andere mit ihrem dummen Lachen alles in Frage.

„Sie brauchen es ja nicht zu glauben, Frieda“, sagte sie erregt. „Jedenfalls darf ich jetzt gehen.“

Sie hatte ihre Sachen zusammengepackt, ging nun von Platz zu Platz, reichte jedem einzelnen der anwesenden Mädchen abschiednehmend die Hand. Dann verließ sie das Zimmer, froh, so leichten Kaufes und ohne weitere Fragen beantworten zu müssen, davongekommen zu sein.

Als sie draußen war, erhob sich unter den Zurückgebliebenen ein kleiner Sturm. Alle hatten eigentlich die kleine Marianne ganz gern gehabt, aber nun regte sich doch die weibliche Spottlust.

„Unfinn, — rausgeschmissen hat sie der Alte; wegen des Berkow“, rief eins der Mädchen mit einem rot-blonden Bubenkopf und einem Sattel von Sommerkprossen auf der kleinen Stumpfnase. „Hält die uns für so dumm, daß wir ihr alles glauben, was sie uns da vorerzählt hat!“

„Die und einen Bräutigam in Rußland haben, der mit dem Berkow befreundet ist! Reulich hat sie mein Bruder, der sie von einem Studentenball her kennt, in einem kleinen Borstadtkaff mit dem Berkow zusammen sitzen gesehen. Und was sie ihm für Augen gemacht haben soll, huch nee!“

Alle lachten.

„Na, Sie haben doch gehört, daß er sie trösten sollte“, sagte die kleine Freche wieder und hatte nun die Lacher erst recht auf ihrer Seite.

Nur das große, dunkle Mädchen, das nicht mehr ganz jung war, senkte traurig den Kopf. . . sie liebte Heinz Berkow, aber er hatte sie noch nie angesehen. . .

Zu Hause sagte Marianne der Mutter, sie sei wegen Kopfschmerzen eher weggegangen, und erst am nächsten Tage eröffnete sie den Eltern, daß man sie im Kontor entlassen habe, weil man dort anfangs abzubauen. Sie gab sich sehr lebenswürdig und versprach der Mutter, von nun an zu Hause zu bleiben und ihr tüchtig zu helfen.

Sie hoffte eigentlich in der nächsten Zeit immer noch, irgendeine Nachricht oder Erklärung von Berkow zu erhalten, aber der schwieg sich vollständig aus. Wahrscheinlich hatte er es seinem Onkel versprechen müssen. Da entschloß sie sich denn auch eines Tages, einen höchst lebenswürdigen Brief an Alfred Webner

zu schreiben, in dem sie ihm versicherte, daß sie sich sehr auf seine Rückkehr freue, daß sie nie an ihm gezweifelt habe, und daß auch sie auf ein baldiges Glück hoffe.

Erleichtert atmete sie auf, als der Brief nach Rußland abgeschickt war. Alfred Webner war jetzt der einzige, der ihr eine Zukunft zu bieten hatte.

✱

Der Trauungsakt vor der russischen Behörde war vorüber.

Ines Michahelles und Alfred Webner begaben sich, die Urkunde, die sie fälschlich als Mann und Frau erklärte, wohlverwahrt bei ihrem Paß, in Begleitung Katjas und Stolanius zu Schiff, um ihre Reise nach Deutschland anzutreten.

Zum letzten Male hielt Katja das Mädchen, das sie liebte, als sei es ihr eigenes Kind, für dessen Wohl sie einen Teil ihres eigenen Lebens geopfert hatte, in den Armen. Unaufhörlich mußte sie weinen, wenn sie Ines ansah, die nun unter dem Schutze des fremden Mannes von ihr ging, ohne daß eine Möglichkeit bestand, sie jemals wiederzusehen. Denn Ines war nun eine Deutsche, die sicher nie mehr zurückkehren würde — und sie selbst war das Weib eines armen, verflochtenen russischen Mannes, mit dem sie nun allein bleiben mußte.

Ines hielt die Frau fest umschlungen, küßte wieder und wieder ihre abgearbeiteten Hände und kümmerte sich kaum um die beiden Männer, die eifrig miteinander sprachen. Sie flüsterte der Zurückbleibenden tausend zärtliche Trostworte zu, versprach ihr, alle Wochen zu schreiben, und sie nie, niemals zu vergessen.

Als dann aber die Schiffsglocke ertönte, und es zum letzten Abschiednehmen kam, da war es auch mit ihrer Fassung vorbei, — denn alles, was ihr im Laufe der Jahre lieb geworden war, die Stätten, wo sie ihre Jugend verlebt hatte, die kleine, arme Wohnung, der verborgene Winkel im Keller mit dem Altar und der schönen Gottesmutter darüber, — den schweigsamen Seleskoff und Mütterchen Katja, die sie so sehr liebte, all das mußte sie nun verlassen, um einer unbekanntem Zukunft entgegenzugehen. Und waren es auch die eigenen Eltern, zu denen sie jetzt kam, ihr waren sie fremd.

Sie folgte nicht dem Zuge ihres Herzens, wenn sie zu ihnen ging, sondern die Pflicht des Gehorsams lenkte ihr Tun. Laut schluchzte sie auf, als ginge sie nicht in ein Leben des Glanzes und Reichthums, sondern in die Verbannung. — — —

Langsam blickte Katja dem Schiffe nach, jetzt mit tränenlosen und verzweifelten Augen, bis Alexander Alexandrowitsch sie endlich wegführte.

Als sie dann in ihre einsame Wohnung kam, stand Seleskoff hinter der Tür.

Er sah sie an, — sah das Leid, das in ihrem Gesicht geschrieben stand und griff linstich nach ihrer Hand.

„Sei nicht traurig, Katja“, sagte er ein wenig rauh, „hast dein Kind hergeben müssen, — der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, — nun weine nicht, sie wird glücklich werden dort in Deutschland, ist doch mal ihr Vaterland.“ Er zog sie in die kleine Stube und führte sie zu dem wackligen Sofa, wo er neben ihr Platz nahm.

Er schenkte ihr Tee ein, den er selbst in ihrer Abwesenheit bereitet hatte, hielt ihn an ihre Lippen und zwang sie, einige erwärmende Schlucke zu trinken; denn er fühlte, daß ihre Hände eiskalt waren, obgleich es draußen leidlich warm war, und daß sie vor Aufregung zitterte.

Sie sah ihn mit einem Male erstaunt an.

So gut konnte er also sein? So war er nicht gewesen seit den ersten Zeiten ihrer Ehe! Und plötzlich, in einem Gefühl des Verlassenseins, schlang sie beide Arme um seinen Hals und schluchzte an seiner Brust all das seit Wochen zusammengedrückte Weh von ihrem Herzen.

Ganz sanft hielt der große Mann sie in den Armen, streichelte über ihr ein wenig ergrautes Haar und flüsterte leise Trostworte. . .

(Fortsetzung folgt.)

## Auch kleine Dinge — — —

Ein Tropfen Tau, im Blütenkelch gefangen,  
Ein Schmetterling, der sich auf einer Blume wiegt  
Ein rosig' Wälzchen, das so leicht und sicher  
Und selig hoch am Himmel fliegt —  
Der erste gold'ne Stern am Abendhimmel,  
Den unser suchend Aug' entdeckt,  
Ein Vogel Lied, noch halb verschlafen,  
Das früh uns aus dem Schlummer weckt —  
Ein froher Gruß von frischen Lippen,  
Geschenkt uns im Vorübergeh'n,  
Und eines Kindes helles Lachen  
Wenn noch im Auge Tränen steh'n —  
Da braucht es keiner großen Kunst, uns zu beglücken,  
„Auch kleine Dinge können uns entzücken“.

Eise Bette.

## Der Wolf im Koffer.

Stizze von Grazia Deledda.

Es war ein drückend schwüler Sommerabend. Während die Magd das Geschirr spülte, fiel durch das Küchenfenster ein heller Schein auf den kiesbestreuten Gartenweg, wo still und zufrieden das alte Ehepaar saß und begierig die feuchte Luft einatmete, die von den dampfenden Wiesen im Tal zu ihnen hinaufstieg.

Der alte Mann rauchte eine Pfeife. Er war froh, daß er nun endlich auf den Boden spucken konnte, ohne wütende Blicke oder schweigsame Vorwürfe zu ernten. Die alte Frau faltete die Hände über dem Schoß und dachte an ihre heiße Großstadtwohnung. Mit Schauern entsann sie sich, wie oft sie dort durch das Hämmern der Klaviere und Getöse der Rundfunkgeräte aus der Nachbarschaft gestört worden waren. Nun wollten sie und ihr Mann hier in der ländlichen Stille, nachdem sie das Haus in der Stadt ihrem Sohn und seiner Familie überlassen hatten. Wochten die dort ihre Freunde und Bekannten empfangen und alles auf den Kopf stellen!

„Nacht, was Ihr wollt!“ dachte sie. „Wenn wir nur ungestört sind!“

Trotz dieser Ungehörtheit hatte sie ein Gefühl der Trauer. Denn im Grunde ihres Herzens kam sie sich wie verbannt, ja fast wie gestorben vor. Wehmütig erinnerte sie sich an die Zeit, als ihr Sohn auf die Welt kam und gleich nach der Geburt ihr fortgenommen wurde, um der Amme anvertraut zu werden. Wie einsam hatte sie sich damals gefühlt trotz der körperlichen Entspannung nach den langen, leidensvollen Monaten.

Der Mann hatte scheinbar dieselben Gedanken, denn nach einem heftigen Zug aus der Pfeife sagte er voller Ingrimm, allerdings mehr zu sich als zu seiner Frau: „Pia wird die einzige sein, die Dich vermisst.“

Bei dem Namen der Enkelin wurde es der alten Dame warm. Sie sah ihre hübsche, junge Lieblingsenkelin vor sich und spürte förmlich, wie sich das junge Mädchen an sie schmiegte und zärtlich ihre Wangen streichelte. Schläfrig antwortete sie: „Pia ist nun eine junge Dame. Sie gehört jetzt ausschließlich ihrer Mutter.“

„Das ist auch ganz richtig so“, erwiderte immer noch etwas unwillig der Alte. „Ich habe mich in dieser Hinsicht keinen Selbsttäuschungen hingegeben; denn es ist nun einmal so, daß die Kinder und Kindeskinde un dankbar gegen ihre Eltern und Großeltern sind. Waren wir es nicht auch? . . . Nun sind wir da, wo wir hingehören. Wir haben unseren Frieden. Wenn wir wieder in die Stadt zurückkehren und getrennt von ihnen wohnen, dann werden sie uns bestimmt auffuchen. Darauf kannst Du Dich verlassen. Denn sie haben uns nötig, und zwar nötiger als wir sie.“

Zustimmend und ergebend nickte die Frau zu den Worten ihres Mannes. War er doch der unumschränkte Herr und Gebieter. Er hatte die alleinige Herrschaft über Geld und Gut; er hatte die Schlüssel zu den Geldschäben; hingegen hatte sie, sie allein, den Schlüssel zu dem einzig wahren Schatz, nämlich dem Herzen ihrer schönen, jungen Enkelin.

Inzwischen räumte die junge Magd sorgsam die neuen, geblühten Teller fort. Als sie fertig war, schraubte sie, das Kind armer Leute, den Docht der Lampe niedriger, denn für die beiden Alten im Garten genügte auch ein schwacher Schein. Darauf wünschte sie ihrer Herrschaft eine gute Nacht und ging müde in ihre Kammer. Dort legte sie sich in einem der zwei Betten, neben dem Wäschebrett und einem großen, leeren Koffer, schlafen.

„Mit dieser Person können wir auch zufrieden sein“, jagte der Herr des Hauses. „Sie tut ihre Pflicht und kennt ihre Arbeit besser als jenes unverschämte Mädchen, das wir in der Stadt hatten.“

„Ja“, stimmte die alte Dame zu, „sie ist ein bißchen dumm, aber ganz willig. Wirklich, wir können zufrieden sein.“

Und voller Zufriedenheit gingen sie zu Bett. Aber eine Stunde später kam ein furchtbares Unwetter auf. Durch das Tal fuhr ein heftiger Wind. Türen und Fenster klirren, als würden sie von einer unsichtbaren Hand in Trümmer zerschlagen. Der

Herr des Hauses machte Licht und beruhigte seine Frau: „Dieses Wetter war vorauszusehen . . . bei der Hitze! Glücklicherweise sind alle Türen gut verschlossen.“

„Nach das Licht aus!“ bat die Frau. „Es wird auch so vorübergehen.“

Sie konnte jedoch immer noch nicht einschlafen. Der Mann mußte wieder Licht ansteden, und die Frau erhob sich schauernd, denn außer dem Heulen des Windes und dem Klirren der Fenster hörte sie grauenhafte, langgezogene Laute. Sie gingen dem Geheul eines jungen Wolfes. Manchmal legten sie kurze Zeit aus, aber nur um gleich darauf um so schauerlicher zu erklingen. Bisweilen wurden sie von heftigem Donner überhört. Aber wenn der vom nachfolgenden Sturmwind verschlungen war, lebte das Geheul wieder auf, und es klang, als weinte ein Mensch.

„Das ist unser dummes Mädchen“, meinte der Herr halb unwillig und halb froh. Auch die Frau atmete auf, denn ohne es zu wollen und ohne es sich einzugestehen, hatten beide an eine übernatürliche Stimme geglaubt.

Da aber das Jammergeheul immer noch andauerte, schlüpfte die Frau schwerfällig und verdrossen aus dem großen Ehebett. Dabei fiel ihr ein, wie oft sie in den ersten Jahren ihrer Ehe nachts aufgestanden war, aufgeschreckt durch irgend ein Geräusch aus dem Kinderzimmer. Etwas von dieser festen Bereitschaft mütterlicher Liebe mußte wohl in ihrem müden Blut und ihren rostigen Gliedern zurückgeblieben sein, denn obwohl es ihr graute, zog sie sich flüchtig an und stieg hastig die kalte Treppe hinunter. In der einen Hand hielt sie ein Licht, dessen Flamme bei dem heftigen Wind aufbluderte wie ein rotes Vöglein, das erschreckt davonflattern will.

Die Tür zur Mädchenkammer stand weit auf und schlug bei jedem Windstoß gegen die Wand. Jedes Ding im Zimmer war in Bewegung. Nur das Mädchen lag mit seinem weißen Kindergesicht und den dunkelblauen Puppenaugen unbeweglich im Bett. Es hatte sich aus den Kopfkissen und Bettdecke eine Art Nest gemacht und schluchzte lautlos in sich hinein.

Die Frau legte der Magd die Hand auf die Stirn. „Fieber hast Du nicht. Du fühlst Dich kühl an. Warum heulst Du so? Hast Du Angst?“

Die Magd wimmerte und packte ihre Gebieterin am Arm: „Dort, dort . . .“

„Was ist dort? . . . Wo?“

„In dem Koffer dort ist ein — Wolf!“

Ein Schauer überlief die alte Dame, als sie sich umwandte und nach dem Koffer blickte. Sie hörte noch ganz deutlich das jämmerliche Geheul von vorhin und glaubte daher in ihrer Verwirrung dem Mädchen aufs Wort. Zugleich regte sich ihr Gewissen, und sie bekam Angst. Ein Wolf im Haus? Ein Wolf im Koffer? Freilich kein richtiger Wolf, sondern sozusagen ein phantastischer Wolf oder besser gesagt ein Truggelpenk, das sie alle in Angst und Verwirrung gesetzt hatte . . .

Wollte Gott sie etwa dafür strafen, weil sie in ihrer Selbstsucht das Haus in der Stadt verlassen hatten um nun für sich allein hier ein neues Leben zu beginnen?

Angeichts der majestätischen Ruhe und Schweigsamkeit des Koffers lachte die alte Dame. „Du phantasierst ja. Laß mich in Ruhe und schlaf!“

Beleidigt legte sich das Mädchen im Bett auf. „Ich sage Ihnen aber, es ist ein Wolf da“, versicherte es mit erbotener Stimme.

Wie hypnotisiert näherte sich die alte Dame dem Koffer. Wenn sie nicht diese schreckliche Angst hätte, würde sie ihn öffnen. Aber auch das Mädchen hatte ein Grauen davor, denn es schrie entsetzt auf: „Im Himmels Willen, lassen Sie den Koffer geschlossen!“

Darauf steckte die Junge den Kopf unter die Decke, schluchzte laut auf und rief nach ihrer Mutter. Gütig nahm ihr die alte Dame die Decke vom Kopf. „Ja, mein Kind, Du hast recht. Wir haben Dich aus Deinem Nest geholt, Dich den Teinen fortgenommen, um Dich in diese kalte, friedlose Einsamkeit zu bringen. Du hast recht, wenn Du Angst vor dem Wolf hast! Denn es ist wirklich ein Wolf in dem Koffer, wenn auch nur der Wolf der Selbstsucht.“

Diese Worte sprach die alte Dame aber nicht aus, sondern jagte es zu sich selbst. Sie stellte sich vor, wie schmerzlich es sie berühren würde, wenn ihre Enkelin an der Stelle der dauerlichen Magd wäre. Ganz bestimmt hätte sie dann nicht gezögert, den Koffer zu öffnen, selbst wenn ein richtiger Wolf herausgesprungen wäre.

Seufzend beruhigte sie die Magd: „Kind, Du bist zu groß, um solche Dingsespinnste zu haben. Deine Angst kommt nur von dem gräßlichen Unwetter. Aber ich will trotzdem die ganze Nacht bei Dir bleiben und Dir Gesellschaft leisten, damit Du keine Angst zu haben brauchst. So . . . ließt Du, ich lege mich gleich in das andere Bett.“

Vorher zupfte sie jedoch der Magd noch die Rißen zurecht, legte ihr die Hand auf die Stirn und fragte, ob sie etwas trinken wollte. Mit gleichgültiger und beinahe undankbarer Miene ließ die Junge sie gewähren, im Inneren beruhigt, daß die alte Dame die Nacht bei ihr zubringen wollte. Schließlich erschien auch noch der Alte in roten Pantoffeln und langem Nachthemd, um nach seiner Frau zu sehen. Als er hörte, daß sie bei dem Mädchen schlafen wollte, kehrte er brummend wieder in das breite Ehebett zurück. (Verdichtete Übertragung von Emmi Pfeiffer.)

# Die Nacht von Menin.

Erzählung von Karl Theodor Strasser-Verden.

Die Kriege der Revolution trugen das Jahrhundert unter Grollen zu Grabe. An den Grenzen Frankreichs hatte der Frühling seine Zelte geschlagen. In einer Aprilmacht des Jahres 1794 zog sich die Wolke der Schlachtenwetter um die kleine Festung Menin zusammen, deren Werte durch Kaiser Joseph II. unbegreiflicherweise geschleift, durch den Hauptmann und Stabschef Scharnhorst nur mühsam und in aller Eile wieder aufgerüstet und kümmerlich genug bestückt waren. Die französischen Generale Moreau und Baudamme hatten es darauf abgesehen, ihrem Ruhme einige Meilen zu pflücken durch Erdrosselung dieser lächerlichen, von kaum 3000 Hannoveranern besetzten Stellung.

Die Tage waren warm gewesen. Da schmetterten die Finten. Aber dazwischen schlugen Bomben und Kartätschen, die Nächte warfen wahre Feuergarben über das zerschossene Städtchen. Heute war kühler Regen eingefallen, die Sonne verschluckt, graues Gewölk um grüne Felsen gebreitet. Die französische Armee hat ihren Ring um den Ort verengt, so hieß es — ein Korps, zehnmal so stark wie die Besatzung, umschlang den Hals der schmalen Festung.

Gegen Abend zum zweiten Male sah man von den Schützengraben französische Unterhändler in die Stadt kommen. In der Dämmerung schritt eine hohe Gestalt in dunklem Mantel von Posten zu Posten: Es war der hannoversche General von Hammerstein, der Kommandant der Festung, der sich tagtäglich persönlich von jeder Neuverung überzeugte. Er hatte auch diesmal die Auforderung zur Übergabe abgewiesen: „Ich kenne meine Pflicht und kapituliere nie!“

Eine halbe Stunde später begannen mit wildem Gebell die Kanonen in die verdüsterte Nacht zu sprühen, mit verstärktem Knall die Bomben zu spritzen und zu plagen. Feuer und Eisen hatten die meisten Häuser gefressen, überall Scharten, überall Lote — kaum daß man Kreuzwege überschritt ohne Gefahr der Vernichtung. In den zerschundenen Gartenmauern troch zerfetzter Eisen, mit irrem Klang wimmerte die Turmuhr über die felsam verlassene Stadt.

Durch die Dämmerung wandeln trotz Bomben und Kartätschen zwei Gestalten.

„Was sagt die Festung?“ fragt der Greis.

„Sie steht trotz ihrer Schwäche, Erzellenz!“

„Scharnhorst, ich weiß, daß die Franzosen jeden Stein erobern müssen, eh' sie dies Menin uns entreißen!“

„Sieg oder Tod — hieß es oft. Der Feind ist überall achtbis zehnmal stärker. Wir werden das Rest halten und sterben.“

„Können Sie schweigen, Scharnhorst?“

„Erzellenz kennen mich!“

„Und ich weiß, Sie sind mein zweiter Kopf. Denn ein General muß zweimal Ich sein, um Erkenntnis zu schöpfen. Ich wünsche keinen Kriegsrat mit den Obersten. Mein Entschluß ist zu fähig, um von den Schultern meiner Offiziere getragen zu werden. Ich will alles selbst verantworten. Gelingt mein Plan, so weiß ich, daß hannoversche Soldaten eine Tat vollbrachten, größer als die des Leonidas. Gelingt er nicht, so mag man mich für wahnwichtig erklären und unfähig zum Kommando —“

„Erzellenz, dann — sterben wir eben!“

„Sie wissen —?“

„Durchbrechen!“ ruft Scharnhorst begeistert.

„Rufen Sie alle Obersten auf heut' abend elf Uhr in mein Quartier zusammen!“

Der Abend kommt. Aber den Kreuzungen liegt doppeltes Feuer. Rot glühen die tausend Rachen der Nacht. Die Kanonade steigt. Sturmangriffe der Feinde versinken in den rauschenden Frühlingstrüben. Gegen elf Uhr, nahe dem Brügger Tore, versammeln sich die Kommandeure. Gerade über dies Haus gehen die Feuergarben, als ohne der Feind den Plan. Das Zimmer, erhellt von den Lichtern der Laternen und Leuchter, flammt Minute um Minute hellauf von den einbrechenden Bomben, den plagenden Granaten. Und plötzlich schreit die wilde Aprilmacht in mächtigem Feuerschein auf. Die Offiziere wenden das Gesicht nach jener Seite. Unererschüttert steht der General. Note Uniform umleuchtet die heroische Gestalt. „Wo ist Dreves?“ ruft er.

Endlich, nach Stunden Wartens, erscheint der Oberst von Dreves. Aber die Stunden in Gesellschaft feuerprühender Geschosse waren nur Minuten. Hammerstein erhebt sich. Markig, heldenhaft ragt sein Greisenkopf empor. Seine Stimme thront fest über allen: „Meine Herren, ich will mich mit der Garnison durchschlagen! Lieber will ich im freien Felde sterben als kapitulieren!“

„Alles gerät in Bewegung. Bravorufe. Alles Gefühl ist befreit. „Marschrichtung Kouselaere.““

Die Kommandeure danken, machen Honneurs, eilen zu ihren Bataillonen. Eine Stunde später steht alles kampfbereit auf der Esplanade. Häuserbrände, vom feindlichen Feuer überschüttet, machen den Platz taghell.

Der General reitet von Kompagnie zu Kompagnie: „Von Euch hängt alles ab, Kameraden! Schießt Ihr, so sind wir verloren — braucht Ihr das Bajonett, so gib's Viktoria!“

Bald ist die Vorstadt Brügge voll Kampfgetümmels. Baudammes Halbbrigade wird niedergemacht, aber neue Truppen der Republik verwehren den Ausmarsch. Das Erste Bataillon, noch nicht formiert, heftig beschossen, verwirrt sich. Raslos eilen und ordnen die Offiziere. Doch die Kolonnen schwanen rückwärts. Wo ist die Artillerie? Nur zwei Geschütze mit Proben sind draußen. In diesem Augenblick sagt Hammerstein: „Die Sache geht verdammt. Lieber auf der Stelle tot als zurück!“ Und überallhin sprengt der General, wo man seiner bedarf. Laut ruft er: „Soldaten — vorwärts! Bajonett! Bajonett! Und vorwärts! Hoch Hannover!“ Dann sieht er sich um, setzt sich an die Front und kommandiert. Seine Worte gießen Bronze in die Glieder.

Langsam, ohne Feuer, unauffaltam wuchtet die eiserne Linie vor. Der Feind weicht. Doch da — an den Flügeln bricht er wieder hervor, der Grenadiere sind zu wenig. Jetzt befiehlt der General die feindlichen Platanenangriffe durch Kartätschen zu bremsen.

Endlich, im Handgemenge, in wirrem Strom, wählt alles über die Brücken. Kaum rettet sich Hammerstein, wo Pferde und Soldaten der Lüneburger Heide in den angeschwemmten Fluten erlaufen. Zuletzt findet er sich ostwärts abgedrängt. Der Ring ist durchbrochen, aber drei — drei Bataillone fehlen! Man hält sie für verloren. Zwischen feindlichen Trupps, mit etwa 200 Mann und zwei Kanonen, schlägt man sich unter Schuß und Rufen bei aufgelöster Rangordnung in wirrem Haufen vorwärts. Die Gefahr schweift alle zu einem Leib. Französische Reiter werden zersprengt, Posten verjagt. So erreicht man Hegheim.

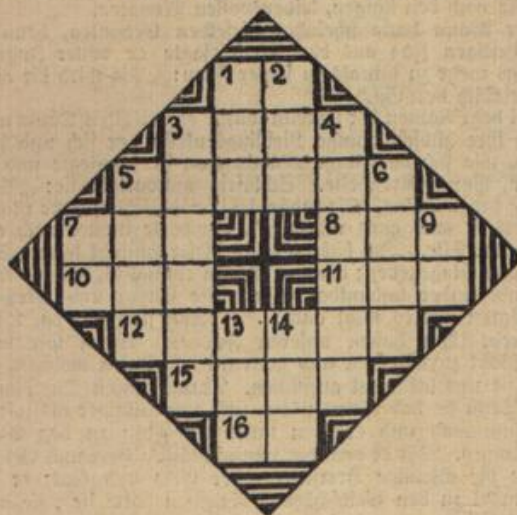
In der Ferne taucht endlich Kouselaere auf. Der General befiehlt drei Reiter zur Aufklärung nach vorn. Hält der Feind das Rest besetzt? Bald kehren sie zurück. Schon von weitem schwenken sie ihre Säbel. Und Hammerstein, inmitten feindlicher Wolkendrücke, pflückt die leuchtende Frucht: „Alle drei Bataillone stehen drinnen auf dem Markt! Eine feindliche Batterie ist erobert!“

Der General zieht seinen Degen. Alles ruft jubelnd: „Viktoria!“ Der Stoß ist gelungen. Durch zehnfachen Feind retteten Mut und ganzer Wille. „Scharnhorst!“ ruft er, „Scharnhorst!“

Der Hauptmann steht vor ihm. „Ruh man nicht manchmal wahnwichtig sein?“

„Man würde es sonst“, erwidert jener.

## Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten von oben nach unten: 1. Türkische Kopfbedeckung. 2. Tonstufe. 3. Nebenfluß der Oder. 4. Grobes Gewebe. 5. Haufe von Kramfäden. 6. Grasbewachsene Adergrenze. 7. Konjunktion. 9. Auerocks. 13. Straußartiger Vogel. 14. Verbalform von sein. — Von links nach rechts: 3. Getränk. 5. Element. 7. Tonart. 8. Wildschwein. 10. Teil des Baumes. 11. Englische Anrede. 12. Alte Hauptstadt Ägyptens. 15. Männlicher Vorname. 16. Vorsilbe bei Adjektiven.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 194: Waagerecht: 1. Amt. 3. Paula. 7. Lade. 8. Not. 9. Angel. 10. Robbe. 13. Stola. 15. Schaf. 17. Tee. 18. Rede. 20. Gatte. 21. Eta. — Senkrecht: 1. Adler. 2. Tod. 3. Panne. 4. Urne. 5. Art. 6. Lenbach. 11. Stirn. 12. Tanne. 14. Arena. 16. Cent. 17. Tag. 19. Ehe.